

## **Tsa'amri - Von einem, der auszog, Indianer zu werden**

(Tagesspiegel, 31.7.91)

Eine aus Brettern gezimmerte Bar irgendwo am Ende der Welt. Das Klack-Klack der Billardkugeln ist zu hören, irgendeiner hämmert, ein altersschwacher Plattenspieler dudelt einen deutschen Schlager aus den fünfziger Jahren. Der schmachtige Mann mit der dicken Brille und dem zu kleinen Hut sitzt allein an einem der blanken Tische am Fenster. Der Zuschauer sieht mit ihm hinüber zu den überdachten Tanksäulen, an denen niemand hält. Dann zeigt ihm der Kamerablick noch einmal den Mann von draußen. Ein regloser Kopf im Fensterrahmen. Es ist der Kopf von Häuptling „Hoher Berg“ aus Mähren, dem einst Daniel Defoe und Karl May den Weg gewiesen haben zu den Xavantes-Indianern im brasilianischen Urwald. Dorthin, wo Flüsse nicht mehr „Vater Rhein“ heißen, sondern „Fluß des Todes“.

Mit oft langen, lakonischen Einstellungen ist es Eike Schmitz (Buch und Regie) und Kameramann Lars Barthel in ihrem Film über den Abenteurer und Missionar Adalbert Heide gelungen, nur mit Bildern und Kameraeindrücken Stimmungen zu vermitteln. Die beschriebene Barszene setzt die geruhige Bedächtigkeit des Einheimischen gegen die rastlose Ungeduld des Fremden, dem Muße alsbald zur Einsamkeit wird. Wie in den Bildern von Edward Hopper scheint die Einsamkeit aus den Dingen selbst zu kommen.

Unter der Oberfläche lakonischer Tristesse aber trifft jeder deutsche Filmemacher einmal auf die Romantik. Nicht nur in C. D. Friedrichs Fensterbild „Die Frau am Fenster“, sondern auch bei Häuptling Adalbert in der Bar, liegt auch Melancholie und sogar etwas von einer Gefangenschaft in dem Bilde, zugleich aber auch ein Schimmer von Hoffnung. Er, der als Robinson kam, ist zum Diener Freitag geworden. Obwohl Wortfinder und Zahlenmacher, Filmvorführer und Geschichtsbewahrer, ein friedlicher Konquistador, ist er fremd unter Fremden, ein Mann, der allein bleibt mit seinem Lachen über den Witz, den er gerade erzählt hat. Er tröstet sich mit selbstgebastelten ethnologischen Erkenntnissen und alten Winnetou-Filmen.

Schmitz hat nach dem Schimmer Hoffnung gesucht. Gefunden hat er ihn in des Häuptlings Heimat Mähren. Er zeigt sie als Spitzweg-Idylle. Während Jugendfreundin Resi noch immer weinend in der Küche sitzt, wartet auf dem Dachboden irgendwo ein zerschlissenes Exemplar des „Robinson Crusoe“. Scheideweg und Ort des Ankommens zugleich bleibt der Dachboden Platz immerwährender Imagination. Das Scheitern findet in der Realität statt.

Weitschweifig, aber nicht betulich, ironisch gebrochen und doch poetisch war dieser Dokumentarfilm eine Rarität im Genre.

MICHAEL BURUCKER